

Wider die zerrüttende Besserwisserei

Von sozialistischer Bekleidungskultur und anderen Missverständnissen

Mit verschärften Zukunftsbedingungen, dem Einbruch der Werte, dem Verschwinden des Gewohnten, allseitiger Existenzgefährdung und einem ungewissen Ausblick haben es die früheren Ostblockländer schon seit zehn Jahren zu tun. Plötzlich sind sie uns voraus, und wir können an ihnen studieren, was uns demnächst erwartet. Zunächst einmal Nostalgie. „Polenplus“ berichtet vom Neudruck und reißenden Absatz der hundert Jahre alten Lesefibel „Elementarz“, die durch ihre Reime und liebevollen Illustrationen auch das kommunistische Regime so sehr bezauberte, dass sie in ideologisch überarbeiteten Versionen bis 1990 auf die Klassentische kam. Wie Katarzyna und Jan Opielka berichten, werden Jungen darin „häufig als intellektuell dargestellt“, die in Röcken steckenden Mädchen „als ängstlich“, eine Frau ist eine Hausfrau und die Väter sorgen für den Lebensunterhalt. Auch in „Sprache im technischen Zeitalter“ ist vom „Sexappeal vergangener Zeiten“ zu lesen. Der polnische Schriftsteller Michal Witkowski erzählt dort vom regen Besucherverkehr in den sozialistischen Musterstädten seiner Heimat.

Eine Fundgrube für DDR-Nostalgiker ist die aktuelle Ausgabe von „Horch und Guck“. In zahlreichen Aufsätzen geht man dort dem FDJ-Hemd, den Dederon- und anderen Kunstfaserkreationen für den Massenmarkt, den grauen Filzuniformen und Großraumnietenhosen nach. Dabei verstärkt sich der Eindruck, dass es letztlich die unterschätzte Modefrage war, die das Regime zum Einsturz brachte. Nirgends sonst war der Sozialismus so eingeklemt zwischen Zukunftspathos und Biederkeit und so anfällig für die privaten Vorlieben und Ressentiments der Machtinhaber. Dass der begabteste DDR-Couturier Heinz Bormann sein Unternehmen nach der Ablösung Ulbrichts verstaatlichen musste, ergibt Sinn, wenn man weiß, dass Lotte Ulbricht bei ihm schneidern ließ. Die „sozialistische Bekleidungskultur“, so Christina Trittel, sollte dauerhaft und funktional sein und „von bürgerlichen Schönheitsvorstellungen“ befreien. Doch gerade sie wurden propagandistisch in Form von „geschlechts- und alterstypischen Bekleidungsregeln“ unterstützt. So konnten sich bei den Herren „Blousons oder legerer Hosen“ nie ganz durchsetzen: „Partisekretäre und Verwaltungsmitarbeiter kleideten sich meist in Herrenanzüge der Modelle ‚Präsent 20‘ oder ‚Trevira 2000‘. Für Frauen waren Rock, Kleid und hohe Absätze gängig.“ Unverzeihlich, dass ausgerechnet das den Pionieren und bei festlichen Gelegenheiten vorgeschriebene Blauhemd, wie Peter Grimm schreibt, nur in trageunfreundlicher Kunstfaser oder Mischgeweben erhältlich war. Weil es den Werten der Funktionalität und

Haltbarkeit, aber nicht dem der Bequemlichkeit gehorchte, signalisierte es hautnah das innere Kränkeln der sozialistischen Ideale.

Die riskanteste Gratwanderung stand der DDR mit der Jeansrevolution bevor. Denn Amerika punktete hier durch ein Kleidungsstück, das die „praktische Stabilität einer klassischen Arbeiterhose“ besaß. Wie die Darmstädter Historikerin Rebecca Wenzel bemerkt, gerieten mit ihr „die traditionellen Geschlechterverhältnisse schon auf den ersten Blick ins Wanken“ und damit auch das bürgerliche Herz des Sozialismus. Zähneknirschend führte das staatseigene „konsument-Versandhaus“ eine „Texashose“ für Damen mit Bügelfalten und großen Aufsatztaschen ein, die den inoffiziellen deutsch-deutschen Tauschmarkt für Levis-Jeans nur beflügeln konnte. Als die Pöbnecker SED-Führung 1969 Jagd auf Langhaarige machte und „Gammler“ zum Zwangsschnitt abführte, solidarisiert

interesse konzentrierte sich auf die Vorzüge eiserner Gerätschaften und Waffen, auf Dinge, die in ihr Weltbild passten, ohne es zu sprengen. So wurde Cook von den Hawaiianern wie eine höhere Präsenz begrüßt, als er während der kultischen Feierlichkeiten für den Fruchtbarkeitsgott Lono bei ihnen vor Anker ging. Bei seinem zweiten Besuch allerdings hatte die Herrschaft des Kriegsgottes Ku begonnen. Lono war nicht länger vorgesehen, und Cook kostete die Unkenntnis der Gepflogenheiten das Leben. Um zu erklären, warum in diesen Kulturen regelmäßig der Status quo über die Neugier siegte, weist Karl-Heinz Kohl auf deren Umgang mit der Adoleszenzkrise hin. Während die westliche Jugend ihr kreatives Potential entfalten darf und wir die neugierigste Phase der menschlichen Entwicklung durch Schule und Studium künstlich verlängern, schworen indigene Kulturen ihre Jugendlichen auf die Weisheit der Alten ein, indem sie die Trieb- und Antriebskraft der Geschlechtsreife durch meist brutale Initiationsriten unterbanden.

Die Medienwissenschaftler Christina Bartz und Niels Werber beschäftigen sich im „Merkur“ mit zyklischem Denken, das sich die Zukunft in der einen oder anderen Form als Rückkehr des Alten vorstellt. Friedrich Schleiermacher wies darauf hin, dass sich scheinbar Neues dem genauen Beobachter „tausendfältig, in kleinern Erscheinungen“ ankündigt. So sah es auch der Börsentrendspezialist Charles H. Dow. Für ihn reflektierten sich im jeweils aktuellen Stand der Börse alle Fakten, die zu den notierten Werten und damit zum Stand der Wirtschaft bekanntgeworden waren. Kommen Geheimnisse plötzlich ans Licht, wechselt das Börsenbarometer leicht die Richtung. Dow zufolge findet so ein Trendwechsel etwa alle fünfzig Jahre statt, schon weil bahnbrechende Innovationen, die periodisch die Kurse beflügeln, irgendwann ausgereizt sind. Wollte man nach Dampfmaschine und Eisenbahn den Beginn des Informationszeitalters mit dem ersten IBM-Rechner auf 1960 datieren, so wäre Dows halbes Jahrhundert demnächst um. Was aber verhindert, dass aus der Talfahrt der Börsen ein kolossaler Absturz wird? Erfindungen! sagt der Börsenvater: „Den Ausweg aus der Krise weise regelmäßig eine technische Innovation, die die Wirtschaft belebe.“ Womit wir wieder bei der DDR und Cooks Hawaiianern wären. Börsen konnte es dort schon deshalb nicht geben, weil man der Jugend den Sinn für das Neue austrieb. Davon hat die Hightech-Jugend heute mehr als genug. Doch weil es im Infozeitalter zum allgegenwärtigen Konsumgut wurde, könnte es eine Weile dauern, bis die nächste Sturm-und-Drang-Generation ihre Neugier mit eigenen Erfindungen stillt. INGEBOG HARMS

Blick in deutsche Zeitschriften

polenplus



Polenplus 7/2008

(Bizetstraße 132, 13088 Berlin)

Sprache im technischen Zeitalter

186, Juni 2008 (Osterather Straße 42, 50739 Köln)

Horch und Guck 61,

September 2008

(Winsstraße 60, 10405 Berlin)

Merkur 712/713, September/

Oktober 2008 (Klett-Cotta)



te sich die kreisstädtische Jugend mit dem Hinweis, dass auch Marx und Engels ihre Haare lang getragen hatten.

Vor zerrüttender Besserwisserei dieser Art wusste man sich in archaischen Kulturen besser zu schützen. In einem „Merkur“-Doppelheft zum Thema „Neugier“ geht der Frankfurter Ethnologe Karl-Heinz Kohl der Frage nach, warum der Sinn für das Neue unter indigenen Völkern so verkümmert ist. Den Bordtagebüchern von Entdeckungsreisenden wie James Cook und Louis-Antoine de Bougainville lässt sich entnehmen, wie selektiv etwa die Polynesier beim Erstkontakt mit Europäern vorgingen. Ihr Tausch-